

# Reinhold Neven Du Mont

## Die Villa

Roman C.H.Beck





Reinhold Neven Du Mont

# **Die Villa**

Roman

C.H.Beck

# Zum Buch

Als ein älterer, erfolgreicher Theaterkritiker eines Tages die Todesanzeige von Elisabeth Lauterbach liest und ihre Beerdigung besucht, wird er mit der vielleicht aufregendsten Episode in seinem Leben konfrontiert: drei Monate in einem Sommer Anfang der fünfziger Jahre in einer Villa am See. Er, Robert, Student an der Münchner Universität, sollte die Bibliothek des verstorbenen Kunsthändlers Otto Lauterbach ordnen. Seine Tochter Elisabeth leitet den großbürgerlichen Haushalt, ihren Mann, einen Düsseldorfer Fabrikanten, hat sie vor die Tür gesetzt, energisch versucht sie, nach den Verwüstungen des Krieges in den veränderten Verhältnissen der Nachkriegszeit Fuß zu fassen. Robert kommt als neugieriger und genauer Beobachter in diesen Haushalt, gewinnt bald die Zuneigung und das Vertrauen einiger Familienmitglieder und Bewohner und wird Schritt für Schritt in die Geschichte und die Geheimnisse der Familie eingeweiht. Und eine Initiation wartet auf ihn, das überraschendste Erlebnis seines Lebens.

In seinem ersten Roman erzählt Reinhold Neven Du Mont anschaulich und präzise, fesselnd und eindringlich die Geschichte einer Familie zwischen dem Ende der zwanziger und den beginnenden fünfziger Jahren, von Karrieren und Katastrophen, von Macht und Verrat und von einer ersten, unübertroffen gebliebenen Liebe.

# Über den Autor

Reinhold Neven Du Mont, geboren 1936 in Köln, war jahrzehntelang Verleger von Kiepenheuer & Witsch. Er lebt in Köln und in Herrsching und veröffentlichte zuletzt «Gebrauchsanweisungen für Köln» (2004).

# Inhalt

Auf schwarzem Karton

Die Beerdigung

Vorgeschichte

Echte Lenbachs

Leon

In der Bibliothek

Michel

Tischordnung

Eine Entdeckung

Maria und Josef

Agathe

Die Mitgift

Ein Mann für Elisabeth

Die Verleumdung

Luise

Krieg

Frieden

Der Heimkehrer

Max Löhlein

Eine Gewitternacht

Zwei Angebote

Der Rauschmiss

Die Gokart-Bahn

Der Abschied

Epilog

## Auf schwarzem Karton

Mit einer Art zwanghaftem Vergnügen habe ich mir angewöhnt, die Todesanzeigen in meiner Zeitung zu lesen. Die schwarz umrandeten Felder üben auf mich eine Anziehungskraft aus, die sich nur zum Teil mit meinem fortgeschrittenen Alter erklären lässt. Es erfüllt mich mit Befriedigung, wenn ich den Lebensdaten eines Verstorbenen entnehme, dass ich älter bin, als er geworden ist. Aber diese kleinen Triumphe sind nicht alles.

Einmal habe ich mich in dem Gefühl, ihm ein Laster beichten zu müssen, einem Freund anvertraut. Zu meiner Überraschung gab er zu, dass auch er regelmäßig Todesanzeigen liest. Ihm geht es allerdings um die Namen, ihren Wohlklang oder ihre Symbolik. Er will wissen, welche Vornamen in welchem Jahrzehnt gebräuchlich waren, und glaubt daran, dass Namen Aufschluss über die Persönlichkeit geben, dass jemand, der als Bankdirektor, Schauspieler, Bundestagsabgeordneter oder in ähnlich gehobener Position stirbt, anders heißt als jene, die nur in der Anonymität ihrer privaten Welt existiert haben.

Diesen Spekulationen kann ich nichts abgewinnen. Ich versuche, mir anhand der spärlichen Angaben von den Verstorbenen ein Bild zu machen, wobei alte Frauen, die fast ein ganzes Jahrhundert durchlebt haben, meine Phantasie besonders anregen.

Es kommt vor, dass ich Unbekannten komplette Biografien andichte, ihnen zum Beispiel eine glückliche Kindheit schenke, dann aber Ekstasen und Zusammenbrüche für sie erfinde, als müsste ich vom Verlauf meines eigenen Lebens ablenken, das mir bisher

echte Katastrophen erspart hat. Auf meiner Liste stehen Glückskinder und Pechvögel, Sieger und Verlierer, Verführer und Geschändete, raffgierige Frauen und betrogene Ehemänner, Mörder und ihre überheblichen Richter und – ab und zu, um mich bei Laune zu halten – eine strahlende Schönheit, eine reine Liebesgöttin.

Wenn ich in einer Lebensgeschichte nicht weiterweiß, befrage ich die Toten. Waren sie mit sich und ihrer Welt zufrieden, was hat ihnen Angst oder Freude bereitet, was sie verletzt oder ihr Selbstgefühl gesteigert? Und in welchem Maße hatten sie die Fähigkeit zu lieben? Aber mich interessieren auch die Fakten: Wann und wie sie ihre Unschuld verloren haben, ob sie beim Bund Deutscher Mädel waren, ob sie für Hitler geschwärmt oder mit welchen Gefühlen sie die männerlose Kriegs- und Nachkriegszeit überstanden haben. Immer frage ich sie über das Jahr 1952 aus, das für mich von besonderer Bedeutung ist.

Die Lebensläufe der Männer gelingen mir meist weniger gut. Männer machen eine Ausbildung, heiraten, werden Familienväter, haben Erfolg in ihrem Beruf oder nicht und so weiter und so fort bis zum erlösenden Herzinfarkt.

Was mich anbelangt, so gibt es einen kurzen Eintrag in der deutschen Ausgabe des «Who's who», mehr nicht. Die wenigen Anfragen nach meinen biografischen Daten habe ich nicht beantwortet. Die Vorstellung, mich über mich selbst äußern zu müssen, ist mir peinlich. Erst jetzt beginne ich, über frühere Zeiten nachzudenken, und erst jetzt spüre ich die Bereitschaft, vielleicht sogar das Bedürfnis, über mich zu sprechen.

Nie habe ich Nachforschungen bei den «in tiefer Trauer» Hinterbliebenen angestellt. Von den realen Personen hinter den Namen, von denen nichts bleibt als die Inschrift auf einem Grabstein und einige bald vergessene Anekdoten, will ich nichts wissen. Man sollte ihnen ihre Ruhe lassen.



Aber welch unermessliche Fülle von Erlebnissen nehmen die Toten mit ins Grab!

Vorgestern, an einem regnerischen Vormittag, ahnte ich, noch bevor ich die Zeitung aufschlug, dass eine Nachricht auf mich wartete: Elisabeth Lauterbach. Starb nach langer, schwerer Krankheit im Alter von fünfundsiebzig Jahren. Mich schauderte. Ich musste schlucken, um wieder zu Atem zu kommen. Sie hatte also wieder ihren Mädchennamen angenommen und nicht mehr geheiratet. Während ich auf die Buchstaben ihres Namens starrte, sah ich sie am Kopfende des langen Tisches sitzen, lachen, loben, zurechtweisen, streng und begehrenswert. Mich traf ihr kurzer, rätselhafter Blick.

Auf den Nachbarfeldern Kreuze, ein Schopenhauer- und ein Hermann-Hesse-Zitat, bei ihr nur der Hinweis: «Statt Karten» sowie Tag und Uhrzeit ihrer Beerdigung auf dem Waldfriedhof. Im unteren Teil der Anzeige die Namen der Angehörigen. Bis auf die Enkelkinder kannte ich sie alle. Als hätte mein Gedächtnis nur auf den Anstoß gewartet, sah ich ihre Gesichter plötzlich vor mir. Ingrid, die mich von Anfang an mit ihren spitzen, musternden Blicken in Verlegenheit brachte; Leon, dessen Freund ich gerne geworden wäre, der sich aber für ein Genie hielt und zu dem Studenten der Germanistik und Kunstgeschichte, der ich damals war, auf Distanz blieb; Hanna, die zur Begrüßung fast einen Knicks vor mir gemacht hätte, dann aber ganz unvermittelt wissen wollte, ob man vom Küssen Ausschlag bekommt. Und Martha, die weiße Gestalt, deren weiche Hand ich, als ich ihr vorgestellt wurde, einen kleinen Augenblick länger hielt als notwendig.

Drei Namen fehlten: der von Konrad; Elisabeth hatte sich ihren Irrtum wohl nie verziehen. Der von Max Löhlein, dem Schwarzhändler und Geschäftemacher. Wahrscheinlich war er nach der Gokart-Pleite auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Und der von Jurek. Ihn hatte sie gemocht,

auf ihn war ich damals tatsächlich eifersüchtig. Ich musste herausfinden, was aus ihm geworden war. Aber da war noch ein anderer, jetzt fällt mir sein Name ein: Erasmus Donat mit seinem Hagen. Quadratschädel, bohrender Blick, eine imposante Erscheinung. War er bloß ein Scharlatan?

Elisabeth. Ich flüsterte ihren Namen, dann zerlegte ich ihn in seine vier Silben und sprach ihn halblaut vor mich hin, als könnte ich sie dadurch zwingen, vor mir zu erscheinen. Ich zog mich an den Schreibtisch zurück, um die Kritik zu schreiben, auf die man in der Redaktion wartete. Elisabeth aber ließ mich nicht los, sie verfolgte mich. Ihr Tod ließ keinen anderen Gedanken zu.

Vor den anderen war sie für mich Frau Lauterbach, die stolze, unnahbare Hausherrin, die Respektsperson gewesen. In meinen Tagebüchern habe ich sie heimlich Elli genannt, sie so anzusprechen, hätte ich nicht gewagt. Auch nach dem Tag nicht, an dem für mich eine neue Zeitrechnung begann. Es ist dreißig Jahre her, dass sie mir aus einem Haufen aussortierter Kostüme umgeben von der Wolke ihrer schwarzen Haare wie die nackte Maja von Goya entgegenkam. - Meine Hände zitterten.

Den Sommer 1952 habe ich in ihrer Villa am See zugebracht. Ende August war meine Zeit abgelaufen. Elisabeth reichte mir zum Abschied die Hand, ich bedankte mich, wollte die beiden Sätze sagen, die ich mir zurechtgelegt hatte: «Ich muss Sie wiedersehen! Bitte sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie das nächste Mal in München sind.» Aber noch bevor ich Luft geholt hatte, zog sie die Augenbrauen hoch und legte mir mit einem Lächeln den Zeigefinger auf die Lippen. Ich küsste ihn, mehr war nicht.

In all den Jahren danach sind wir uns kein einziges Mal mehr begegnet. Erst wartete ich auf ein Zeichen von ihr. Sie hätte mir schreiben können, sie wusste, wo ich wohnte. Sie gab Feste, warum lud sie mich nicht ein! Dann hoffte

ich auf einen Zufall, schließlich suchte ich nach Vorwänden: wollte sie treffen, ihr auflauern, wollte sie bestürmen, ihr keine Wahl lassen. Ich machte abenteuerliche Pläne und verwarf sie alle. Allmählich begriff ich: Sie hatte mich aus ihrem Leben gestrichen.

Sie wurde mein Geheimnis.

Meiner Frau habe ich nie von ihr erzählt. Auch jetzt sagte ich ihr nichts von Elisabeths Tod und was er in mir auslöste. Mein Zustand an diesem Regentag glich dem eines Nachtwandlers. Stumm und abwesend saß ich bei Tisch, bis ich mich mit einem plötzlichen Unwohlsein entschuldigte. Und wieder flüchtete ich in mein Arbeitszimmer. Irgendwo in dem Gewirr von Blättern mussten die Notizen liegen, die ich mir zur Inszenierung und zum Bühnenbild gemacht hatte. Ich vergaß sie.

Tags darauf regnete es noch immer. Ich erwachte früh, trank eine große Portion Tee, und als meine Frau mich zum Frühstück rief, war die Premierenkritik fertig: drei Seiten. Das Stück und die Schauspieler hatte ich gelobt, auch mein Urteil über die Regie fiel an diesem Morgen milde aus. Dass ihr im dritten Akt die Einfälle ausgegangen waren, ließ ich unerwähnt.

In der Feuilleton-Redaktion bin ich zuständig für die Theater- und Opernkritiken, bespreche aber auch, wenn es mich reizt, Filme und Bücher. Ich gelte als Autorität, was ich schreibe, hat Gewicht. Zu den Schauspielern und Regisseuren halte ich Distanz, aber ich kenne ihre Stärken und Schwächen genau, das wissen sie. Wenn der Vorhang fällt, steht mein Urteil fest. Trotzdem horche ich auf den Applaus und kann unterscheiden, ob er «stürmisch» oder nur «freundlich» ist. Ich selbst applaudiere nie.

Ich habe keine Macht, aber ich habe Einfluss. Wenn ich eine Aufführung lobe, sind die nächsten Vorstellungen ausverkauft. Schreibe ich einen Verriss, kann sich das

Stück nicht lange auf dem Spielplan halten. Ich gebe mir Mühe, fair zu bleiben. Trotzdem habe ich mir Feinde gemacht, das bleibt nicht aus. Ich erkenne sie an der übertriebenen Freundlichkeit, am feuchten Händedruck und dem beflissenen Lächeln, wenn ich ihnen zufällig in einem der Lokale begegne, in denen sich die Theaterwelt trifft.

Meine Lieblingsstücke stammen alle von toten Autoren. Aber welche das sind, behalte ich für mich, schon um mich nicht dem Vorwurf auszusetzen, ich sei altmodisch. Von lebenden Bühnenaufgebern habe ich tatsächlich keine hohe Meinung. Ihre Stücke leben von kleinen Ideen, deren Dürftigkeit dann durch Regieeinfälle, die das Publikum schockieren sollen, überspielt wird.

In der Redaktion habe ich Bewunderer und Neider. Jedes zweite Semester gebe ich am theaterwissenschaftlichen Institut der Universität ein Seminar, zu dem ich die Volontäre aus dem Feuilleton einlade. Sie bilden meine mir treu ergebene Hausmacht. Zudem bin ich gefragter Gast in den Kultursendungen des Bayerischen Rundfunks. Meine Beiträge werden gerne gehört, gut bezahlt und verschaffen mir in der Redaktion alle möglichen Privilegien. Ich bin an keine Bürozeiten gebunden, kann frei entscheiden, was ich besprechen will, habe immer die erste Wahl. Im übrigen bin ich bekannt dafür, dass ich auf die Minute genau meine Manuskripte abliefere und den vorgegebenen Umfang nie überschreite. Der Chefredakteur wartet darauf, dass ich ihm das Du anbiete.

Ganz gegen meine Gewohnheit habe ich die Anzeige ausgeschnitten. Ich klebte sie auf einen schwarzen Karton, als wollte ich sie archivieren. Dann wühlte ich so lange in den Fächern einer Kommode, bis ich das Foto von ihr fand, das ich damals mitgehen ließ. Elisabeth als junge Frau, in tänzerischer Pose, mit einem auf den Betrachter



gerichteten Blick, der die Geste, mit der sie ihren Busen bedeckt, Lügen straft. Ich spürte wieder den feinen Stich, den mir das Bild versetzt. Sie hatte den unerfahrenen jungen Mann, der ich damals war, in eine Verwirrung gestürzt, so süß und inbrünstig, wie ich sie seither vergeblich gesucht habe. Sie hat für mich die Türen in eine Welt geöffnet, deren Existenz ich vorher nicht geahnt hatte.

Der fünfundzwanzigste Mai war ein Mittwoch. An dem Tag bin ich in die Stadt gefahren und habe - während sie starb - Besorgungen gemacht, unwesentliche, kleine Verrichtungen. Ein Zeitvertreib, während ihre Zeit ablief.

Jetzt war sie tot. Der Gedanke entsetzte mich. Ohne die Tragweite ahnen zu können, die das haben würde, nahm ich mir vor, auf ihre Beerdigung zu gehen.

# Die Beerdigung

Man könnte meinen, dass einer wie ich gerne auf Beerdigungen geht. Das Gegenteil ist der Fall. Ich meide Friedhöfe, sie sind mir zuwider. Selbst dem Kitsch und der kalten Pracht alter Grabstätten, den Alabasterengeln und abgebrochenen Marmorsäulen kann ich keinen Reiz abgewinnen.

Am Grab von berühmten Dichtern oder legendären Filmschauspielerinnen zu stehen, bedeutet mir nichts. Die letzte Ruhestätte meiner Eltern habe ich nach der Beerdigung meiner Mutter nie mehr besucht. Die Pflege des Grabes habe ich einer Friedhofsgärtnerei übertragen, per Dauerauftrag.

Das Ritual von Trauerfeiern, ob kirchlich oder nicht, finde ich bedrückend. Ich glaube den Pfarrern ihr Versprechen einer Auferstehung und den Menschen, die gemessenen Schrittes hinter dem Sarg hergehen, ihre Trauer nicht: ein letzter Blumengruß, ein symbolisches Schäufelchen Erde, dann mit gesenktem Kopf innehalten, genau drei Sekunden lang, bevor man ergriffen zur Seite tritt und erst noch schweigend, dann munter im Gespräch davoneilt, Kaffee und Kuchen entgegen.

Alle Trauerfeiern, an denen ich teilgenommen habe, waren schlechte Inszenierungen mit schlecht vorbereiteten Mimen und einem Hauptdarsteller, der sich in eine polierte Holzkiste zurückgezogen hatte.

Für meine Beerdigung wünsche ich mir Schweigen: keine frommen Sprüche, keine Würdigungen, keinen Beethoven. Nur das Schlurfen der Schritte auf dem Kiesweg und ab und zu ein Hüsteln. Und einen stilvollen Nieselregen. Und

am Grab meine Frau in einem roten Abendkleid, umgeben von einigen Theaterleuten, die wortlos Betroffenheit spielen. Ein besonderes Vergnügen hätte ich daran, wenn in den Gräbern rechts und links von dem meinen ein Regisseur und ein Schriftsteller lägen, die sich über meine Verrisse zu Tode geärgert haben.

An Elisabeths Beerdigung schien die Sonne, ein Tag wie gemacht für den Biergarten. Ich kam ganz in Schwarz, mit Hut und Mantel, einen Schirm an den angewinkelten linken Unterarm gehängt, so als gehörte ich zum Kreis der Leidtragenden. Ich war nervös, mit mir und meinem Auftritt unzufrieden, als ich den Vorplatz der Trauerhalle erreichte.

Warum nur hatte ich mich in diese Situation gebracht! Am liebsten wäre ich einfach weitergegangen, in die erstbeste Allee hinein. Ein zufälliger Passant auf seinem Morgenspaziergang. Stattdessen drängte ich mich auf der Suche nach einem günstigen Platz zwischen den Menschen durch, die sich zunickten, die Hände schüttelten und sich an kleinen Blumensträußen festhielten. Ich sah mich um. War ich richtig? War ich zu früh oder zu spät gekommen? In diesem Augenblick erkannte ich Leon.

Er stand ziemlich genau im Mittelpunkt, an dem ihm gebührenden Platz. Ein gut geschnittener Kopf mit nicht mehr ganz üppiger grau melierter Mähne. Er hatte sich in Positur gestellt wie ein Opernsänger vor der großen Arie; das war ihm geblieben von den Jahren auf der Schauspielschule. Aus der Menge lösten sich einzelne Personen, gingen zu ihm hin, man sah, wie ihre Lippen sich bewegten: «Mein herzliches Beileid!» Leon griff nach den ausgestreckten Händen, schüttelte sie etwas zu geschäftsmäßig, lächelte ein wenig zu jovial, als hätte sein Gegenüber ihm gerade ein günstiges Angebot gemacht. Wie er dann als ein Zeichen der Ungeduld die linke

Augenbraue hochzog, diese kleine mimische Geste verriet ihn als Elisabeths Sohn.

Er war groß und schlank, und doch spannte die Weste über dem Bauch. In der linken Innentasche seines Jacketts konnte man die Briefftasche, in der rechten eine Cohiba vermuten, die er später als krönenden Abschluss der Feierlichkeiten rauchen würde.

Einen halben Meter abgerückt, stand neben ihm damenhaft und mit zeitloser Frisur eine, nein zweifellos seine Frau. Auch sie lächelte, wenn auch mit einem bitteren Zug um den Mund. Sie stammte aus einer vermögenden Familie, das sah man ihr an. Während Leon sich zu den Kondolierenden hinabbeugte, schien sie, wenn sie an der Reihe war, eine Spur zurückzuweichen. Leon öffnete einen Knopf seines nach der Mode geschnittenen Zweireihers und senkte den Blick. Noch fünf Minuten.

Da war dieser Löhlein, dieser unangenehme Mensch. Zwischen Leons Augenbrauen zeigte sich eine scharfe Falte. Wie der sich zwischen den Gruppen der Wartenden durchschlängelte in der Hoffnung, eine günstige Bekanntschaft zu machen. Was hatte er hier zu suchen! Offensichtlich sank Leons Stimmung, zumal seit einer ganzen Weile schon niemand mehr gekommen war, um ihm das Beileid auszusprechen.

Aus dem Nebeneingang der Trauerhalle traten zwei Sargträger; eine Zigarettenlänge noch, dann würden sie das mit Kupferblech beschlagene Hauptportal öffnen.

Leon gab jetzt seinen beiden Schwestern ein Zeichen. Ich hatte sie aufeinander zugehen sehen. Steif, ohne ein Lächeln, ohne Kuss auf die Wange, hatten sie sich begrüßt.

Ganz wie damals, dachte ich. Das Leben hat sie nicht milder gestimmt. Nicht für diesen einen Tag konnten sie ihre Streitigkeiten vergessen. Leon reichte seiner Frau den Arm und setzte sich langsam in Bewegung. Er war jetzt das Haupt der Familie, er würde in der ersten Reihe,



eingerahmt von seiner Frau und den Schwestern, Platz nehmen.

Ich ging als Letzter in die Halle und hielt mich im Hintergrund. Ich stand zwischen Leuten, die mit einer Mischung aus versteckter Lust und offener Neugier zu Beerdigungen gehen wie andere zu Eröffnungen von Ladenpassagen, wenn Freibier ausgeschenkt wird. Ich war Zaungast, ganz wie damals. Das gefiel mir.

Vor mir saß eine Frau, die ich an dem krausen Gespinst ihrer Haare zu erkennen glaubte. Sie nickte mir zu: Es war Maria, und der Mann neben ihr, der mir jetzt gerade ins Gesicht blickte, das war Jurek. Und da war noch einer weiter unten in der Reihe, in bayerischer Tracht und umgeben von einer Schar kleiner Mädchen in festtäglichen Dirndl, das musste Heiner sein. Josef fehlte, was war mit ihm? Ich suchte sein Gesicht in meiner Erinnerung, sah aber nur seine rechte Hand, aus der eine Kreissäge beim Holzschneiden eine Klaue gemacht hatte. Mit ihr konnte er nach einem randvollen Glas greifen und vor der Remise eine Runde drehen, ohne einen Tropfen zu vergießen ...

In diesem Moment sah ich ihr Bild. Ihr Kopf, lebensgroß, in einem silbernen Rahmen, in der Mitte des Sarges aufgestellt. Ein gestelltes Foto, geschickt ausgeleuchtet, mit weichen Konturen und einem der Mona Lisa abgeguckten Lächeln, zu dem der Fotograf sie überredet hatte. Während alle anderen in der Kapelle auf den Pfarrer warteten, sah sie mich an. Ich hielt ihrem Blick stand, die Jahre schmolzen dahin, ich stand vor ihr in meinem viel zu warmen Anzug, erregt und angerührt von etwas, für das ich nie einen Namen gefunden habe. Elisabeth, die Frau, die eine Frau.

Mit einem Mal kam Unruhe auf. Ein Rollstuhl bahnte sich seinen Weg durch die Menge. Man machte ihm Platz, unwillig, wie mir schien, die einen, neugierig die anderen. Die weiße Gestalt, die in ihm saß wie eine Königin auf

ihrem Thron, hielt kurz vor einem Kranz mit schwarzer Schleife an, auf der in goldener Schrift zu lesen stand: «In Dankbarkeit und Verehrung - Max Löhlein». Auf dem Schoß der Frau im Rollstuhl lag ein Blumenstrauß, den sie jetzt so auf den Boden legte, dass er den Namen auf der Schleife verdeckte.

Es war Martha. Sie blickte von mir weg auf den Sarg, sodass ich ihr Gesicht nicht sehen konnte. Aber ich erkannte sie an ihrem Haar, das noch immer füllig war und das sie wie früher hochgesteckt zu einer Art Turban trug. Sie, die nie jung gewesen war, war nicht gealtert.

Damals, nach dem großen Unglück, sprach ich einmal mit ihr über den Tod. Sie glaubte nicht an den Himmel und seine Heerscharen, auch nicht an die Hölle und an ewige Verdammnis. Sie wünschte sich, sagte sie, eine Wiedergeburt, am liebsten als kleiner Vogel oder als ein Nachfahre ihrer Schneckenfamilie.

In ihrem strahlend weißen Gewand, das sie zu Ehren der toten Schwester trug, war sie mir vertrauter als die anderen. Ich nahm mir vor, sie anzusprechen.

Der Pfarrer, der beinahe über ihren Rollstuhl gestolpert wäre, brachte mich in die stickige Feierlichkeit der Trauerhalle zurück. Er sprach nicht von der Verstorbenen, er nannte sie eine «Heimgegangene». Heim ins Reich Gottes, erlöst von den Fesseln des Leibes, nicht auf immer getrennt von ihren Lieben, nur vorausgegangen in himmlische Gefilde. Oder so ähnlich.

Elisabeth beschrieb der Pfarrer als aufopfernde Mutter, die sich in schweren Kriegszeiten selbstlos für das Wohl der ihr Anvertrauten eingesetzt hatte und als Kämpferin für die Rechte der Schwachen und Hilfsbedürftigen, wie ihr tatkräftiges Engagement im Tierschutzbund beweise. Besonders hob er hervor, dass sie sich im fortgeschrittenen Alter immer wieder in der Kommunalpolitik für Neuerungen eingesetzt habe. Von der Elisabeth, die ich in

Erinnerung hatte, sprach er nicht. Nach seinen Worten trat eine Pause ein, die ein dünner Mann, oder sollte ich sagen: ein überschlanke Herr mit rötlichen Haaren, nutzte, sich einen Weg nach vorn zu bahnen. Unverkennbar Florian. Sein Gesicht war gerötet, er litt offenbar unter Lampenfieber, dafür habe ich einen Blick. Nervös winkte er eine Frau herbei, in der ich erst später am Grab Erika erkannte. Er stimmte den Kammerton an, zählte «un, deux, trois», und dann sangen die beiden zwei Lieder eines mir unbekanntem Urhebers. (Wie sich später herausstellte, handelte es sich um Robert von Hornstein, dessen Kompositionen Elisabeth angeblich als junges Mädchen bei festlichen Gelegenheiten vorgetragen hatte.) Sie taten es auf so rührend dilettantische Weise, dass einige Frauen im Publikum zu schluchzen anfangen, dann verfehlten sie die Melodie, und nur der Sarg, an dessen Fußende sie sangen, bewahrte sie vor Buhrufen.

Danach waren die für die Trauerfeier vorgesehenen dreißig Minuten um, man drängte ins Freie, blinzelte im harten Sonnenlicht, ein paar Hände wurden noch geschüttelt, man formierte sich, und dann setzte sich der Trauerzug mit dem mit Blumengebunden und Kränzen bedeckten Sarg an der Spitze in Bewegung.

Der Weg zu einem frisch ausgehobenem Grab ist kein Spaziergang. Man schreitet, so als hätte ein Regisseur eine Fortbewegung in Zeitlupe angeordnet. Niemand ließ sich durch das Zwitschern der Vögel und den Duft nach frischem Grün ablenken. Bis auf Martha, die vor Freude in die Hände klatschte, als sie auf der Kuppel eines kleinen Rundtempels ein Eichhörnchen entdeckte. Leon ging an der Seite seiner Frau gleich hinter dem Pfarrer, seine Schwestern, wie vorhin, mit ihren Männern rechts und links von ihm. In Gedanken rekapitulierte er vermutlich die kurze Rede, die er gleich am Grab halten wollte.

Da drängte sich Max Löhlein neben mich. «Robert», sagte er ungeniert. «Leugnen zwecklos, ich habe Sie sofort erkannt. Welche Überraschung! Ich lese immer Ihre Artikel. Ganz toll! Ehrlich. So möchte ich auch schreiben können. So brilliant, so ...» Dann sagte er hinter vorgehaltener Hand etwas über Elisabeths Vergangenheit, sprach von einer «üblen Geschichte» und Einzelheiten, die mich sicher interessieren würden. Bevor ich es verhindern konnte, steckte er mir seine Visitenkarte zu.

«Erde zu Erde.» Nachdem der Sarg in die Grube gelassen worden war, machte man Leon Platz. Der stellte sich auf eine der Plastikmatten, mit denen man den Aushub abgedeckt hatte, ebenjene lehmige Erde, zu der Elisabeth nun werden sollte. Er zögerte unentschlossen, ob er sich dem Grab seiner Mutter oder den Umstehenden zuwenden sollte. Er entschied sich für die Umstehenden, die er als «liebe Familie, liebe Freunde von Elisabeth» ansprach. Er nannte sie eine Frau zwischen den Zeiten, noch durch Elternhaus und Erziehung in den Traditionen und Denkgewohnheiten des 19. Jahrhunderts verwurzelt, aber einer Generation zugehörig, deren Schicksal es war, sich in Weltkriegen, Inflation und Gewaltherrschaft behaupten und nach 1945 in einer gewandelten, freien Gesellschaft ihren Platz finden zu müssen. Dies sei seiner Mutter beispielhaft gelungen, sie sei im besten Sinne fortschrittlich gewesen.

Er sprach mit Schwung und Euphorie, sein Auftritt war gekonnt. Nach ihm begann das Defilee: Eins ums andere der von einem Träger bereitgehaltenen Blumensträußchen fiel auf den Sargdeckel, begleitet von einem Schüffelchen Erde.

Als einer der Letzten trat ein junger Mann ans Grab. Er stieß den Korb, in dem einige übrig gebliebene Sträuße lagen, ungnädig beiseite und sah finster auf sein nur noch aus wenigen Personen bestehendes Publikum. «Nein», rief er überlaut. «Elisabeth Lauterbach war nicht eine Frau



zwischen den Zeiten. Als ein bourgeoises Relikt saß sie in ihrer herrschaftlichen Villa, nur darauf bedacht, ihr Vermögen zusammenzuhalten. Wer hat sie je mit einer Kehrschaufel, einem Putzlappen oder einem Staubsauger in der Hand gesehen? Die Drecksarbeit mussten andere für sie erledigen, Domestiken, die gezwungen waren, ihre Arbeitskraft, ihren einzigen Besitz, für einen Hungerlohn zu verkaufen.

Aber die Zeit ist über sie und ihresgleichen hinweg gegangen. Die Revolution wird alle Schmarotzer dieser Welt in die Rumpelkammer der Geschichte verbannen.» Er streckte seine zur Faust geballte Rechte in die Höhe. Eine Kinderhand.

Martha war ein Stück die Gräberstraße heruntergerollt. Ich nutzte die Gelegenheit, ging auf sie zu und sprach sie an. «Ach, Robert! Bist du das wirklich? Ich musste gerade an all die Schränke voll mit Elisabeths Kleidern denken», sagte sie. «Gibt es noch Heime für gefallene Mädchen? Ihnen würde ich sie gerne schenken.» Dann deutete sie auf den jungen Mann, der gerade den Arm mit der geballten Faust sinken ließ und etwas hinter den letzten Trauergästen herrief, die sich kopfschüttelnd entfernten.

«Das ist Michel, unser Maoist. Hanna hat ihn nach meinem Jungen genannt. Er schimpft auf die Familie Lauterbach als Teil der Ausbeutungsgesellschaft.» Sie zuckte die Schultern und lächelte. «Ich verstehe seinen Zorn nicht, und mir ist nicht klar, wofür er kämpft, aber ich bin mit ihm einverstanden, wie er ist. Er ist mein finster dreinblickender Liebling.»

«Komm!», rief sie. «Michel, komm! Lass uns gehen!»

Die beiden entfernten sich. Statt die Ruhe der Toten mit aufrührerischen Reden zu stören, schob Michel den Rollstuhl seiner Großtante schnellen Schrittes Richtung Ausgang. Mir blieben fünf Minuten. Ich war jetzt allein in der Leere des frühen Nachmittags. Die Worte der Redner

hingen noch in der Luft. Elisabeth. Ich hätte sie gerne gesehen, bevor man den Sarg verschraubte. Dann hätte ich ihr die eine Frage stellen können, für die es jetzt zu spät war. Sie hätte mir die Wahrheit gesagt, Tote lügen nicht. Für einen Moment, der mir endlos vorkam, hielt die Zeit den Atem an.

Dann kamen aus der Tiefe der Allee drei Männer mit Schaufeln. Ich machte mich davon, bevor sie mit ihrer Arbeit begannen.

In den Tagen nach der Beerdigung quälte mich eine nervöse Unruhe. Ich versuchte es mit Ablenkungen verschiedener Art, aber so sehr ich mich bemühte, ich konnte mich nicht beruhigen. Elisabeths Bild verfolgte mich bis in meine Träume. Dann plötzlich, wie eine Eingebung, wusste ich: Ich musste meine Erinnerungen an die Zeit in der Villa Lauterbach aufschreiben. Die alten Notizbücher würden mir helfen, und Lücken in meinen Erinnerungen würde ich mit etwas Phantasie auffüllen. Außerdem konnte ich Martha Fragen stellen. Ohne genau zu wissen, was ich sie fragen wollte, rief ich Martha an. Wieder war sie nicht überrascht.

«Nachher fahre ich zum Friedhof», sagte sie. «Ich will hin, um mir zu überlegen, welche Blumen ich pflanzen lassen soll. Das darf man nicht den Friedhofsgärtnern überlassen. Chrysanthemen zum Beispiel passen überhaupt nicht zu Elisabeth. Kommen Sie doch auch! Sie können mich beraten.»

Zwei Stunden später stand ich neben ihrem Rollstuhl an Elisabeths Grab. Ich war wenig konzentriert bei der Sache. Martha schüttelte bei meinen Vorschlägen den Kopf: «Zu groß ... brauchen volle Sonne ... halten nicht lange ...» Während sie sich Notizen machte, bewegten sich ihre Lippen, als spräche sie mit der Schwester. Dann fragte ich sie. Sie klappte das Heft zu, und während ich sie über die

Wege und durch die Alleen des Friedhofs schob, erzählte sie mir, wie Elisabeth gestorben war.

Als man sie auf dem Boden ihres Badezimmers liegend fand, war ein Aufschrei durchs Haus gegangen. Alle liefen fassungslos durcheinander, etwas Unvorstellbares war geschehen.

Martha hatte durch die Wände ihrer Wohnung das Geschrei gehört, rollte zum Fenster und schloss die Augen, um den schwarzen Abgrund in der Mitte des Sees nicht sehen zu müssen. Sie hatte es geahnt. Sie hatte untrügliche Zeichen gesehen, dass sich ein Unheil anbahnte. Und sie hatte gewusst, dass es Elisabeth, die Unverletzliche, treffen würde.

In der allgemeinen Aufgeregtheit verfang sich ein Fuß in der herabhängenden Telefonschnur, der Apparat krachte auf die roten Steinplatten, zurück blieb ein Riss im schwarzen Bakelitgehäuse. Der Vorfall löste nervöse Aggressivität aus, jemand rief: «Verdammt!» und «Pass doch gefälligst auf!» So vergingen kostbare Minuten, bevor der Hausarzt gerufen wurde.

Martha hatte ihn mit den Worten empfangen: «Niemand hat sie berührt. Sie blutet aus einer Platzwunde am Kopf.» Der Arzt kniete sich neben Elisabeth, wischte ihr das Blut von der Stirn und erklärte, der Riss sei unerheblich. Aber als man sie aufhob und zum Bett trug, sah man es deutlich: Mit ihrem Gesicht stimmte etwas nicht, ihre Augen leuchteten gefährlich, ihre Wangenknochen traten unnatürlich hervor, alles, ihr ganzer Körper, war aus dem Lot. Martha wusste, was das bedeutete, längst bevor der Arzt sich mühsam erhob, den Finger an die Lippen legte, als müsste er sich überwinden, ein Geheimnis zu verraten, und dann sagte: «Es ist ernst.»

Die darauf folgenden Tage waren vergangen, ohne dass Martha hätte sagen können, wie viele es waren. Mit

aufgerissenen Augen, in denen sich ein unsäglicher Schrecken spiegelte, lag Elisabeth in ihren Kissen. Wo immer ihre Seele war, ansprechbar war sie nicht. Martha saß ungezählte Stunden ohne ein Anzeichen von Hunger oder Müdigkeit neben ihrem Bett. Sie sah, wie der Brustkorb der Schwester sich hob und senkte, und versuchte im gleichen Rhythmus zu atmen.

Dann hatte sie angefangen, mit ihr zu sprechen. Sie erzählte ihr mit vielen Abschweifungen und in immer neuen Varianten die Geschichte zweier Schwestern, die ihre Namen trugen. Ohne Mühe fand sie Worte für Farben, Gerüche und Geräusche, für Empfindungen und Stimmungen und verband sie wie die Fäden eines Gobelins zu Bildern, die sie Elisabeth mit auf den Weg geben wollte.

Ohne nach ihrem Handgelenk greifen zu müssen, hatte sie gespürt, wie Elisabeths Puls schwächer wurde. Das Leben in ihr löste sich auf. Um etwas zu haben, an das sie sich halten konnte, begann sie das Lied von der Apfelbaumwiese zu singen, erst zaghaft, dann mit jedem Mal sicherer, und als Elisabeths Atem stockte und dann nicht mehr einsetzte, summt sie die Melodie bis zur letzten Strophe. Dann erst war sie zur Tür gerollt und hatte Hilfe herbeigerufen.



# Vorgeschichte

Nach der dämmrigen Kühle der Bahnunterführung blieb ich geblendet vom prallen Sonnenlicht einen Moment stehen, in der rechten Hand einen dunkelbraunen Lederkoffer mit Schnalle, ein Erbstück von meinem Patenonkel.

Ich machte zwei, drei kleine Schritte und blickte dann auf die Normaluhr über dem Fahrkartenschalter. 11:50 Uhr. Der Zug aus München war pünktlich eingetroffen.

Ich studierte damals im dritten Semester an der Münchner Universität. Ich tat es mit einem Eifer, der - sagen wir - sich im Gleichgewicht hielt zwischen dem meinem Vater gegebenen Versprechen und den Vergnügungen, mit denen die nächtliche Stadt und das Umland lockten. Ich hatte die Fächer Germanistik und Kunstgeschichte nicht im Hinblick auf ein Berufsziel - ein solches hatte ich nicht -, sondern aus Neigung und einem Interesse gewählt, von dem ich hoffte, dass es sich durch den Besuch der ersten Hauptseminare noch steigern ließe. Ich hatte mich gegen meinen Vater durchgesetzt, der Jura oder Medizin lieber gesehen hätte.

Um so freudiger überrascht waren meine Eltern, dass meine noch lückenhaften Kenntnisse der Literatur und der Künste, gerade sie, mir zu einem Job - damals sagte man noch «Arbeitsstelle» - in den Semesterferien verholfen hatten.

Ich hatte Glück. Nein, ich hatte dem Glück nachgeholfen. Gefragt, welchen seiner Studenten er als besonders anständig und zuverlässig empfehlen könne, machte mein Professor zwei Vorschläge: Der eine war mein Freund

Georg, der andere ich. An auf einander folgenden Tagen würde uns Frau Lauterbach empfangen, sich einen Eindruck verschaffen und uns dann ihre Entscheidung mitteilen.

Ich rief meinen Vater an und sagte ihm – ich weiß nicht, welcher Teufel mich in dem Augenblick ritt –, ich sagte ihm in einem kühnen Vorgriff, die Wahl sei auf mich gefallen. Aber ja, ich könne meiner Sache sicher sein.

Ich wurde als Erster zu einem Vorstellungsgespräch in die Lauterbach'sche Villa draußen am See bestellt. Vom Besprechungszimmer aus sah ich mit einem schnellen Blick durch die offenen Fenstertüren den Weg, der zum Ufer, zu einem Steg mit Bootshaus hinunterführte. Nachher würde ich in die Kammer der Witwe K. zurückfahren, aber den Sommer wollte ich in einer ungleich schöneren Umgebung verbringen: hier, in diesem Haus an diesem See. Die Hausherrin nahm sich eine Viertelstunde Zeit. Sie stellte Fragen zum Elternhaus, zum Studium, dann zur Allgemeinbildung. Mir war warm in meinem frisch gebügelten Anzug. Wenn ich in meiner Aufregung zu ausführlich wurde, wippten ihre Fußspitzen nervös. Sie trug weit ausgeschnittene Sandalen, das weiß ich noch. Ihre Zehennägel waren rot lackiert. Ich gab mir große Mühe, mich nicht ablenken zu lassen. Aber was ich ihr antwortete, um einen guten Eindruck zu hinterlassen, ist mir nicht in Erinnerung geblieben.

Einige Punkte blieben jedoch offen. Mein Arbeitsplatz würde die Bibliothek der Villa sein. Aber zu erklären, worin genau meine Aufgabe bestand, hatte Elisabeth Lauterbach nicht für erforderlich gehalten. «Ordnung schaffen, gründlich Ordnung schaffen», hatte sie gesagt. Keine Sorge, in den vereinbarten drei Monaten würde mir die Arbeit schon nicht ausgehen. Nach einem nochmaligen Blick auf mein Äußeres hatte sie erklärt, ich dürfte «auf der Seite der Jungens» an den Mahlzeiten teilnehmen, aber das

Zimmer, in dem ich schlafen würde, wurde mir nicht gezeigt. Das beunruhigte mich wenig, nur einen Punkt hätte ich klären müssen: mein Salär. Ich hatte den richtigen Moment verpasst und mich später nicht getraut zu fragen, was ich für meine Tätigkeit bekommen würde, als könnte eine solche Dreistigkeit die Chancen auf eine Zusage zunichtemachen.

Frau Lauterbach verabschiedete mich mit einem «Ich lasse von mir hören». Da sah ich sie an, und ohne zu zögern, sagte ich: «Georg Merz hat mich gebeten, Ihnen auszurichten, dass er morgen nicht kommen wird. Er hat für die Ferien etwas anderes gefunden.» Sie nickte.

Am Abend im Amalienhof saß Georg auf seinem angestammten Platz. Als sei nichts geschehen, legte ich ihm die Hand auf die Schulter und sagte ohne den Anflug eines schlechten Gewissens: «Ich war heute bei dieser Frau Lauterbach. Sie hat gesagt, sie nimmt mich. Sie hat sich entschieden, ganz spontan.» Pause. «Du kannst dir den Ausflug sparen.» Er gratulierte mir, er tat es herzlich. Die anderen am Tisch nannten mich einen Glückspilz. Die gute Nachricht hat mich eine Runde Weißweinschorle gekostet.

Die Zusage ließ tatsächlich nicht lange auf sich warten. Sie wurde für die Monate Juni, Juli und August gegeben. Dem Tag, an dem ich meinen Koffer packen würde, sah ich mit Neugierde und Vorfreude, gleichzeitig mit einer ängstlichen Unruhe entgegen. Ich bin ein Meister der gemischten Gefühle, eine Eigenschaft, die mich mein Leben lang als lästige Mitgift meiner Mutter begleitet hat.

Meine Eltern gehörten zu einer gebeutelten Generation. Sie haben alle Katastrophen der ersten Hälfte des Jahrhunderts miterlebt, haben unter Not und Kriegselend, unter dem Verlust ihrer Ersparnisse und Arbeitslosigkeit, unter dem Abstieg in eine soziale Schicht, der sie sich nicht

zugehörig fühlten, und dem lähmenden Gefühl gelitten, immer neuen Ungerechtigkeiten ausgeliefert zu sein.

Das galt, wie sie selbst fand, vor allem für meine Mutter. Sie hielt sich an die aus der guten alten Zeit übernommenen Grundsätze und Gewohnheiten und war hilflos damit beschäftigt, das zu verteidigen, was in ihrer Familie als Normalität gegolten hatte. Dabei hielt sie für normal, was sich so von Tag zu Tag ergab, und ihre ganze Hoffnung in ihren letzten Lebensjahren bestand darin, dass alles so bleiben würde, wie sie es sich mehr schlecht als recht eingerichtet hatte. Jede Ungewissheit versetzte sie in Panik, nicht weil sie übertrieben ängstlich war, sondern weil es ihr an Phantasie fehlte, sich vorzustellen, dass eine Veränderung nicht notwendig eine weitere Katastrophe nach sich ziehen müsste.

Mein Vater hat in zwei Weltkriegen fünf Jahre seines Lebens «die Knochen hingehalten», wie er das nannte. Er war als einfacher Soldat in Schlachten dabei, die in die Geschichtsbücher eingegangen sind, aber ein Kämpfer war er nicht. Angeschlagen kam er aus der Gefangenschaft zurück. Er wollte da weitermachen, wo er an dem Tag aufgehört hatte, als der Stellungsbefehl kam. Aber mit dem Nervenleiden war kein Platz für ihn frei. Nach mehreren Bittgängen beschäftigte man ihn schließlich in der zentralen Ablage der Großhandelsfirma, in der er früher Abteilungsleiter gewesen war, und als man auf seine Liebe zu Büchern aufmerksam wurde, übertrug man ihm zusätzlich in der Ausleihe der Werksbibliothek die Ausgabe und Rücknahme. Allerdings ohne sein Gehalt zu erhöhen.

Er fühlte sich gedemütigt. Er sprach nicht über seine enttäuschten Erwartungen, aber ich wusste, dass er litt. Ich sah es ihm an. Er konnte sich nicht damit abfinden, dass er keine Chance bekam, keine Arbeit, die seinen Fähigkeiten entsprach. Er umgab sich mit einem Eispanzer, durch den Gefühle nicht zu ihm durchdringen konnten.

Eines Tages sagte er: «Jetzt reicht's» und trat in die SPD ein. Er ging regelmäßig zu den Versammlungen, verteilte nach Feierabend Handzettel in der ersten Fußgängerzone unserer Stadt und hielt zu Hause Vorträge über eine sozialistische Demokratie mit menschlichem Antlitz. Die Genossen nannten ihn scherzhaftfreundschaftlich «unseren Spasti», und als ihr Bezirk einen Kandidaten als Abgeordneten für den Landtag wählen sollte und er sich um einen Platz auf der Vorschlagsliste bewarb, lachten sie und gaben einem anderen ihre Stimme. Verbittert schlich er zum Ausgang. «Ich kann euch ja die Ablage für eure Resolutionen und Protokolle machen», rief er in den Raum, in dem die Abstimmung stattgefunden hatte. «Dafür bin ich immer noch gut.»

Ich blieb Einzelkind. Mein Vater gab mir grüne Kärtchen für gutes Betragen, die ich, wenn das Dutzend voll war, gegen einen Bleistiftspitzer oder ein Fässchen mit schwarzer Tinte eintauschen konnte. Auf die Frage «Warum?» antwortete der Vater «Aus Prinzip». Meine Mutter hasste es, allein zu sein, sie hatte schon zum Elf-Uhr-Tee Freundinnen zu Besuch. Ich verstand nicht, worüber sie redeten, aber das Hin und Her ihrer Stimmen, ihr Flüstern und Lachen begleiteten mich durch meine Kindheit. In plötzlichen Anwandlungen verwöhnte mich meine Mutter heimlich.

Zur Familie gehörte Vaters «kleiner» Bruder, Onkel Peter, mit dem wir regelmäßig die Ferien verbrachten. Er war weniger prinzipienstreng, hatte aber die Angewohnheit, «Das-kannst-du-dir-ruhig-merken»-Vorträge zu halten, die immer mit dem Satz «Und die Moral von der Geschicht ...» endeten. Er brachte seinen Sohn Heinz-Peter mit, einen Streber und Besserwisser, der sich vor dem Essen immer unaufgefordert die Finger wusch. Außerdem petzte Heinz-Peter, auch wenn es nichts zu petzen gab. Bei günstigen Gelegenheiten piesackte ich ihn, was wenig Spaß machte,

denn er war nicht bereit, sich zu wehren. Am Ende der Ferien steckte ich ihm feuchte Teebeutel in die helle Hose. Als Heinz-Peter zu Hause aus dem Auto stieg, sah es so aus, als hätte er unterwegs an Durchfall gelitten.

Tante Ilse-Bilse-niemand-will-se tauchte an Wochenenden und Feiertagen mit ihren beiden Zwillingsspärchen auf. Alles Mädchen. Sie hatten Zöpfe, an denen man ziehen konnte wie an Glockenseilen, und sie hatten schiefe Zähne. Damit man nicht sah, wie schief die Zähne waren, lächelten sie mit geschlossenen Lippen – auch schief. Andere Jungen fanden die Vorstellung, dass bei mir vier Mädchen übernachteten, spannend, ich nicht.

Meine Mutter hielt mich gern zu Hause. Ich durfte Freunde mitbringen, für sie kochte sie Kakao und schmierte Marmeladenbrote, aber wenn sie mich zu Gegenbesuchen einladen wollten, wurde sie unruhig. «Spielt doch hier. Hier habt ihr alles, was ihr braucht.» Die Jungen aus meiner Klasse ließen sich Kakao und Marmeladenbrote schmecken, wurden aber meiner Spielsachen, der Holzbauklötze, des zu einem Bauernhof umgebauten Vogelhäuschens und der Märchen- und Rätselbücher, überdrüssig, noch bevor sie meine Freunde wurden. Allein in meinem Zimmer, flüchtete ich in Träumereien.

Ich hatte ein Baumhaus. Es war so in das Laubwerk einer Buche gebaut, dass ich glauben konnte, unsichtbar zu sein. Den Ast, auf dem ich saß, konnte man in eine schwingende Bewegung versetzen. Ich ließ mich in Gegenden entführen, in denen ich auf dem Rücken einer Wildgans über endlose Seen flog oder auf einem Schecken über Prärien und Steppen ritt, dass der Staub aufwirbelte.

Meine Freunde in der Volksschule wünschten sich einen Fußball aus Leder und Fußballschuhe mit Stollen. Ich wünschte mir, ebenso inbrünstig, einen Hund. Der Held und Hauptdarsteller in den Abenteuern meiner behüteten